

Zum 90. Geburtstag von Max Dauthendey

Max Dauthendey wurde am 25. Juli 1867 in der tausendjährigen Kulturstadt Würzburg geboren, am 29. August 1918 starb er, erst 51 Jahre alt, in der Tropenglut der Südseeinsel Java. Oft unterwegs zwischen der fränkischen Heimat und fernen exotischen Kontinenten schuf er in den Jahren, die ihm gegeben waren, ein umfangreiches Werk. Er schrieb eine Reihe von Dramen, darunter die vielfach aufgeführten „Spielereien einer Kaiserin“ sang, von der Festlichkeit der Welt und der Liebe überwältigt, seine tausend klangvollen Lieder, lockte mit seinen empfindsamen asiatischen Geschichten („Lingam“ und „Die acht Gesichter am Biwasee“) in die ferne Traumwelt Indiens und Japans und kehrte dann mit den Memoirenbüchern „Der Geist meines Vaters“ und „Gedankengut aus meinen Wanderjahren“ wieder in die blühende Jugendlandschaft am Main zurück. Vieles von dem, was die farbensenigen Augen des Dichters schauten und was seine zärtliche Phantasie gestaltete, ist auch heute noch lebendig.

Am faszinierendsten freilich wirkt Max Dauthendey in unseren rauerer Zeitläufen durch sein Leben. Wie er in der fränkischen Metropole Würzburg, der Stadt Riemenschneiders und Balthasar Neumanns, seine dichterische Berufung erkannte und dann allen Widerständen zum Trotz ausschließlich diesem Ruf folgte, das ereignete sich mit der Hingabe eines reinen Dichters an sein Schicksal. Er wählte den gefährlichen Weg eines Menschen, dem ein gelungenes Gedicht mehr bedeutet als alles Geld der Erde. Im kaiserlichen Deutschland, das zu äußerem Wohlstand emporblühte, war er eine fremdartige Erscheinung. Oft mittellos und hungernd trieb er sich in den Hauptstädten Europas herum, äußerlich ein Bohemien, der bei Freunden Geld borgen mußte, um sein Zimmer bezahlen zu können, der froh war, wenn er zu einem warmen Essen eingeladen wurde — in Wahrheit freilich ein innerlich berauschter Dichter, der wie ein Kind den Wert des Geldes kaum erkannte, der die harte Wirklichkeit der Finanzen, der Geldwechsel über-sah, wenn er einem Vers nachsann. Bekam er aber einmal von seinem sorgenden Vater einen Zuschuß, so war dieser Betrag auch ebenso schnell vertan. Dauthendey hatte keinen Sinn fürs Rechnen, fürs Einteilen, großzügig brachte er alles rasch unter die Leute und war dann wieder arm wie eine Kirchenmaus.

Ohne Geld, ohne Rang, ohne Amt heiratete dieser Mann eine blonde Schwedin. Kühn genug benutzte er bald darauf sein väterliches Erbe, um mit seiner jungen Frau nach Mexiko zu fahren und sich dort anzusiedeln. Als er sah, daß ihm unter den mexikanischen Palmen kein Gedicht gelingen wollte, eilte er sofort nach Europa zurück. Es küm-

merte ihn nicht weiter, daß das Erbe vertan war. Mit fremdem Geld unternahm er 1906 eine Weltreise, um neue Eindrücke für seine Dichtungen zu gewinnen. Ohne eigenes Geld baute er dann auf der Waldhöhe oberhalb Würzburgs ein Dichterhaus und fuhr, teils von Gläubigern gehetzt, teils nach neuen Erlebnissen hungernd, kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges auf eine neue Weltreise. Dann verbrachte er heimwehkrank und von den Fieberanfällen der Malaria gequält in der Tropenglut einige Jahre, er erlosch im Exil.

Gefährlich, wenn ein solcher Mann, bei dem die Alltagssorgen ständig zu Gast sind und der klagen muß, „daß es ein Kreuz ist, wenn einem gar keine Welt gehört“, von seiner dichterischen Berufung immer wieder zu kostspieligen Weltreisen gezwungen und dann von seinem Heimweh stets wieder in die fränkische Landschaft am Main zurückgeholt wird. Manchem schien er ein Vabanquespieler zu sein, der alles auf eine Karte setzte. Im Innersten aber war er nichts anderes als ein Dichter, der so völlig seinem Werk diente und so ausschließlich für seine Schöpfungen lebte, daß er „fern der Küste der Bürger“ die äußeren Erfordernisse und Gesetzmäßigkeiten des Daseins völlig übersah. Besitz, Eigentum, Stand und Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft behandelte er mit leisem Hohn. Die bürgerlichen Normen erschienen ihm so unwirklich wie ein Regenbogen, so unfassbar wie eine Seifenblase. Er lebte, „auf dem Meer der Phantasie, in dem endlosen Reich der idealen Träume“. Immer folgte er seinem „Herzenszug, dem Zug zur Schöpfung eines Kunstwerkes“. Er wußte, daß er „auf einem ewigen Wandern begriffen war, in ewigen Meeren der Träume“. Wer spürte so wie er die Sehnsucht nach der unendlichen Freiheit der Meere, wer so wie er die Sehnsucht nach dem ewigen Wandern mit Licht und Welle!

Als er bei seiner letzten Reise auf das „Riesentraummeer“ hinaussegelte, ahnte er sein tödliches Schicksal: „Wie malerisch man dort in allen Regenbogenfarben sterben kann!“ Da die harten Gesetze des Krieges ihn in der Südseewelt zurückhielten und ihm die Heimreise nach Europa verweigerten, zerbrach er am Krieg der bürgerlichen Welt. Seine Seelennot im Exil, seine Sehnsucht nach der Heimat („Um ein Büschel deutsches Gras zu sehen, möcht ich beide Füße wundrot gehen“) und nach der geliebten Frau, die in Europa zurückgeblieben war, sind zu einem ergreifenden und unvergeßlichen Schlußkapitel in der Lebensballade Dauthendeyes geworden. Man wird seine bittersüße Lebensmelodie nicht vergessen können, sie singt von Armut und Not, von Liebe und Leidenschaft, von Heimatseligkeit und „seinem schicksalhaft notwendigen Drange, über den Planeten zu ziehen“, wie Oskar Loerke sagte. Die Dichterschwester Elisabeth Dauthendey nannte ihn einen „Pilger der Sehnsucht zu aller Ferne“. Hans Carossa sprach von

ihm als einem „zeitlos reinen Dichter“. So steht er auch vor unserer Gegenwart: ein Sänger, der nichts anderes sein wollte als eine klangvolle Stimme im weltfestlichen Konzert dieser Erde. Ein Künstler, der zerbrach, als die Kanonen des Krieges mit schrillen Dissonanzen seine leisen Lieder und Geschichten überdröhnten. Doch damals wie heute rauschen die Wogen der sieben Meere, die der Dichter durchfuhr, in seinen Gesängen und Erzählungen. Sie rauschen auch durch sein schönstes und eigenartigstes Lied, das Lied seines Lebens.

Hermann Gerstner

Im Langen-Müller Verlag erscheint demnächst, herausgegeben von Hermann Gerstner, zum 90. Geburtstag von Max Dauthendey ein umfassendes Lebensbild des Dichters unter dem Titel „Sieben Meere nahmen mich auf.“ Mit vielen unveröffentlichten Dokumenten, die von der Würzburger Malerin Gertrud Rostosky, unserem Bundesfreund Adalbert Jakob, der Max Dauthendey-Gesellschaft und anderen zur Verfügung gestellt wurden, bringt das Werk, gleichsam von Max Dauthendey selbst erzählt, einen großen Lebensbericht des Dichters von den Würzburger Jugendjahren an über die „sieben Ozeane“ hin bis zu seinem tragischen Vergehen auf der fernen Südseeinsel Java.

„Er könnte noch unter uns sein . . .“

Vor neunzig Jahren kam Max Dauthendey, Würzburgs Dichter, im Hause Büttnerstraße 2 zur Welt. Er könnte also noch unter uns sein (wie etwa Emil Strauß, der um ein Jahr ältere). Dauthendey als Greis, geehrt, gefeiert, mit Orden dekoriert — eine geschmacklose Vorstellung. Warum eigentlich? Gewiß, seine Dichtung hat Jugend, seine Erscheinung, vornehm, großzügig, frei, war Jugend. Doch dies allein ist es nicht; vielleicht wären ihm, seiner Person, Wandlungen beschieden gewesen, ohne daß in dem Lebenden die innere Flamme hätte erlöschen müssen. — Nein, wir wissen, und wissen es mit jedem Tag besser, daß die Welt die ihn trug, die Welt die seine grenzenlose Existenz ertrug, in dem gleichen Kriegsjahr 1918 untergegangen ist, in dem er krank am Leib und krank vor Sehnsucht nach Frau und Heimat in Java starb. Das Schicksal, so grausam es war, hatte recht.

Sein Werk freilich hätte nicht mit seinem Tod „historisch“ werden brauchen in den Augen seiner Nation. Zwar — das sei dankbar vermerkt — „erinnern“ Rundfunk, Zeitschriften, Zeitungen an seine Poesie, wenn, wie kürzlich, ein Jubiläum dies zu fordern scheint. Wer aber, auch in Franken, seinem Herz-Land, ist sich bewußt, wie ungeheuer lebendig, wie modern viele seiner Dichtungen geblieben sind (trotz, oder sogar wegen ihrer Unvollkommenheiten). Kein Schriftsteller hat die fränkische Landschaft so groß, so unprovinziell, so kosmisch und menschen-ebenbildlich zugleich gesehen wie er.